

Die Hände nicht in den Schooss legen

Gespräch mit dem Präsidenten des Synodalarates, der Exekutive der Römisch-katholischen Landeskirche, Traugott Rüttimann.

Sie sind seit der Gründung der Landeskirche 1982 im Synodalarat dabei. Seit 1987 als dessen Präsident. Was hat Sie persönlich dazu bewogen, diese Aufgabe im Dienst der Kirche zu übernehmen?

1957 gründeten wir unsere junge Familie in Koppigen. Wir gehörten damit zum Pfarrei- rektorat Utzenstorf. Ich engagierte mich im Familienverein, 1970 als Gründerpräsident bei dem Aufbau der selbstständigen Kirchengemeinde Utzenstorf. 1975 wurde ich in die röm. Katholische Kommission gewählt, half, die Röm.-kath. Landeskirche zu gründen und wurde 1982 Vizepräsident des neu gegründeten Synodalarates. 1987 löste ich Eugen Eigenmann als Präsident ab. Meine Motivation war im Wesentlichen die Verantwortung für Führung, Aufbau und Entwicklung der noch jungen Landeskirche.

Was für ein Kirchenbild prägte Sie in der Jugend?

Ich selbst wuchs in einer Bauernfamilie im Freiamt auf. Die Pfarrherren, die ich damals erlebte, waren absolute Monarchen. Das hat mir immer Mühe gemacht. Trotzdem war die Kirche als Institution massgebend für Familie und Gesellschaft. Vater und Mutter waren beide tiefreligiöse Vorbilder. Meine Mutter starb früh, mit 49 Jahren, an einer heimtückischen Krankheit. Zu ihr hatte ich ein enges Verhältnis. Mit meinem Vater war es schwieriger. Ich wollte als Ältester den Bauernhof nicht übernehmen.

Sie waren auch politisch aktiv.

In Koppigen gründete ich nach einer Schulgemeindeferversammlung mit einigen ebenfalls Unzufriedenen über die vorherrschende Politik, der damaligen BGB, eine Freie Orts- und Freisinnig-demokratische Partei Koppigen. 32 Jahre führte ich sie als Präsident.

Reichte es in den Gemeinderat?

Seit der Gründung entwickelte sich der Wähleranteil von 15 auf fast 25%. Daraus ergaben sich zwei Gemeinderatsmandate und ent-

sprechende Vertretungen in den Kommissionen. Persönlich war ich 12 Jahre Mitglied des Gemeinderates und acht Jahre Präsident der Baukommission. Ich war Mitbegründer und langjähriger Präsident des Kindergartenvereins, leitete jahrelang die Badi Koppigen und deren modernen Umbau.

Sport interessierte Sie?

Auch wenn es mir heute nicht anzusehen ist, ich spielte einige Zeit bei den SCB-Junioren Eishockey und war ein guter Mittelstreckenläufer. Auf dem Heimweg von der Beerdigung meiner Mutter wurden mein Bruder und ich auf einer Vespa von einem betrunkenen Autofahrer schwer verletzt. Nach dem langen Spitalaufenthalt war an Spitzensport nicht mehr zu denken.

Dafür haben Sie dann die Kräfte in die berufliche Entwicklung gesteckt.

Ich absolvierte eine Berufsschule an den Lehrwerkstätten Bern, wechselte dann zur Firma Maschinenfabrik Buser, die spezielle Textil- Filmdruckmaschinen entwickelte, produzierte und weltweit vertrieb. Von der Basis her durfte ich die Entwicklung unserer Firma in verschiedenen Bereichen mitgestalten und zunehmend Verantwortung übernehmen. 1968 erhielt ich die Prokura und wurde 1970 Mitglied der Geschäftsleitung.

Frau und Kinder kamen nicht zu kurz?

Immerhin haben sie von meinem Engagement immer auch profitiert. Denken Sie an

den Kindergartenverein, die Badi, die ich zu Zeiten aufbauen half, in der meine Kinder davon profitieren konnten.

Demokratische Kontrolle

Traugott Rüttimann, wie erklären Sie einem kirchenfernen Mitmenschen, was Landeskirche ist?

Die Landeskirche ist Bindeglied zwischen den Kirchengemeinden als Basis, dem Kanton, dem Bistum und der Kirche Schweiz. Ab 1893 wurden die drei Glaubensgemeinschaften, die reformierte, die christkatholische und die römisch-katholische, staatlich anerkannt. Die Katholiken verfügten damals über die Röm.-kath. Kommission, die als Beratergremium des Regierungsrates ihre Anliegen vertrat. 1952 gründeten die röm.-kath. Kirchengemeinden des alten Kantonsteils einen Verband. Ziel und Zweck waren der Finanzausgleich und die Unterstützung von neuen Kirchengemeinden durch einen solidarischen Beitrag.

Aber eigentlich bestimmt ja der Bischof über die Belange der Seelsorge.

Ja, die Bischöfe bestimmen die Seelsorge in den Bistümern. Dass die Seelsorge aber funktioniert, dafür braucht es die staatskirchenrechtliche Seite, die die Finanzierung sicherstellt. Die Kirchengemeinden erhielten mit den Kirchengesetz 1945 demokratische Strukturen. Deshalb können sie die Steuern, die der Staat für die Kirchen einzieht, verwalten und einsetzen. Der Bischof bekommt direkt kein Geld.

Noch Vize Traugott Rüttimann, Regierungsrat Peter Siegenthaler mit dem ersten Präsidenten des Synodalarates, Eugen Eigenmann, 1987.



Was war die Motivation, 1982 eine Synode zu gründen?

Die synodalen Strukturen der neuen Landeskirche, mit Parlament (Synode) und Regierung (Synodalrat), befähigten zur partnerschaftlichen Mitsprache im Staat, eine bessere ökumenische Zusammenarbeit wurde möglich. Zudem wurde die Vertretung auf Bistumsebene und in den Organisationen der katholischen Kirche Schweiz besser gewährleistet. Nicht nur die grossen Pfarreien bekamen nun Einfluss.

Wie profitieren die einzelnen Kirchgemeinden und ihre Mitglieder von diesem Einsatz?

Verschiedene Aufgaben, die seit 20 Jahren die Synode, das Parlament der Landeskirche, mit ihren Kommissionen oder der Synodalrat als Exekutivbehörde erledigen, müssten die einzelnen Sekretariate, Kirchgemeinderäte und Seelsorgeteams der Pfarreien leisten. Damit bleibt mehr Zeit für die Arbeit vor Ort und an der Basis.

Verhältnis zu Anderssprachigen

Wie gestalteten sich die Beziehungen zu den französischsprachigen Katholikinnen und Katholiken?

Die Gesamtkirchgemeinde Biel war seit jeher zweisprachig und multikulturell organisiert. Die Beziehungen zwischen dem Verband und dem Jura Bernoise wickelten sich im Rahmen der katholischen Kommission ab. Die Schwierigkeiten wurzelten in den politischen Auseinandersetzungen, die zur Kantonsgründung Jura geführt haben. Die Beziehungen an der Basis sind generell nicht ausgeprägt, punktuell aber gut bis sehr gut. Unterschiedlich ist auch das gelebte Christentum in seinen Feinheiten und das daraus resultierende Verständnis. Im Führungsorgan der Landeskirche herrscht ein grosses Bemühen vor, den Bilinguismus und die Multikulturalität zu pflegen und die sprachliche Minorität zu achten. Das wird auch im Verhältnis zu Guy Chalverat ersichtlich, der seit 1987 als mein Vizepräsident Wesentliches zu einer freundschaftlichen Zusammenarbeit geleistet hat. Er kommt aus Moutier. Wir klammern die Konflikte nicht einfach aus. Wir leben sie konstruktiv.

Die Synode strich in den letzten Jahren Beiträge an die polnische und an die ungarische Mission. Das löste ziemlichen Unmut bei den Betroffenen aus.



„Das wird auch im Verhältnis zu Guy Chalverat ersichtlich“. Der langjährige Vizepräsident des Synodalrates aus Moutier.



„Das war für mich immer auch ein Antriebsmotor, dort etwas an schlechten Zuständen zu verändern, wo ich kann.“
Traugott Rüttimann, 2002.

Der Synodalrat war der Meinung, dass Polen und Ungarn nach so langer Zeit gut in die bestehenden Pfarreien integriert sind. Eine Weiterführung separater Missionen waren unseres Erachtens nicht mehr nötig. Die Synode folgte dieser Meinung. Gerade auch deshalb, weil wir dringend Missionen für neue Imigranten gründen helfen wollten, für Tamilen zum Beispiel.

Ging es nicht auch ums Sparen?

Wir sind seit 1998 in einer Non-Stopp-Sparübung. Das stimmt. Wir haben seit dieser Zeit entsprechende Auflagen der Synode zu erfüllen. Wir wollen mit unserem Geld haushälterisch umgehen, aber auch Mittel für neue Aufgaben freibekommen.

Die Finanzen

Einem Aussenstehenden fällt auf: Die Landeskirche hat ein Budget von 3 Millionen, die Gesamtkirchgemeinde Bern eines über 21 Millionen. Ist das nicht ein Missverhältnis?

Ja (lacht), das ist für mich persönlich eine sympathische Frage, sie zeigt die Komplexität unserer Verhältnisse auf. Unsere Landeskirche ist von unten nach oben strukturiert. Die Kirchgemeinden verfügen über die Steuern. Die Landeskirche ist abhängig von den Beiträgen der Kirchgemeinden, die heute 8,2% betragen. Begonnen haben wir bei 6 % von der Staatssteuer. In anderen Kantonen zahlt der Bürger Kirchensteuer an den Staat, und der Staat verteilt die Steuern auf die Religionsgemeinschaften und die Kirchgemeinden. Als Demokrat gefällt mir unser System besser, auch wenn wir allem Wankelmut und einzelnen extremen Forderungen von Kirchgemeinden und ihren Vertretern ausgesetzt sind.

Die Synode hat sich einmal gegen eine Erhöhung der Beiträge an das Bistum ausgesprochen.

Das war damals ein Protest gegen die Politik des Bistums und des Vatikans. Unser kleiner Betrag fiel nicht sehr ins Gewicht, verletzte aber unseren Bischof. Seine Angriffe auf die Landeskirchen wurzeln vielleicht in solchen Unmutsbezeugungen. Er bezeichnete die staatskirchenrechtlichen Körperschaften in einem Aufsatz als „so genannte Landeskirchen“, weil er argumentierte, die Landeskirchen seien keine eigentlichen Kirchen und schon gar keine Synoden. Der Bischof hatte das deutsche Kirchenmodell im Kopf. Dort

bekommt der Bischof die Steuern direkt und verteilt sie nach unten. Diese Auseinandersetzung haben wir ausgeräumt. Die heutige Zusammenarbeit basiert auf gegenseitigem Vertrauen und entwickelt sich zukunftsgerichtet sehr positiv. Die zehn Landeskirchen unseres Bistums finanzieren der Bistumsleitung nun verschiedene neue und unbestritten nötige Stellen, wie zum Beispiel den Ausbau des Pastoralamtes.

Mehr Volksnähe

Nach all diesem Engagement, gerade für die Kirche, müssen Sie die gesellschaftlichen Veränderungen, der kleiner werdende Kirchenbesuch, der Priestermangel, der jüngste Skandal um die Pädokriminalität nachdenklich gestimmt haben.

Kirche ist ein Teil unserer Wohlstandsgesellschaft. Die Fehlentwicklungen dieser Gesellschaft treffen auch sie. Ein übertriebener Individualismus, die Entsolidarisierung machen mir Sorgen. Sie sind auch unter Klerikern verbreitet. Das war für mich immer auch ein Antriebsmotor, dort etwas an schlechten Zuständen zu verändern, wo ich kann. Aber es gibt auch die andere Seite, das Verharren in alten Machtstrukturen, das Pflichtzölibat nicht abzuschaffen, Frauen und Verheiratete nicht zum Priesteramt zuzulassen. Die Begründungen eines Bischofs Krenn in Österreich zum Beispiel finde ich haarsträubend. Damit schafft man kein Vertrauen in die Zukunft der Kirche.

Wie sähe Ihre ideale Kirche aus?

Kein Mensch ist fehlerfrei. Das braucht auch die Kirche nicht zu sein. Die Kirche orientiert sich an der höheren Macht Gottes und ist von Menschen für Menschen geschaffen. Ich wünschte mir mehr Volksnähe der Hierarchie und eine absolute Ehrlichkeit in ihrer Arbeit. Sie sollte die Zulassungsbedingungen zu den Ämtern ändern. Man darf den Mut nicht verlieren. Es gibt mehr Möglichkeiten, aus schwierigen Situationen zu finden, als wir oft denken. Es ist besser, konkret zu wissen was man will, und das auch, wenn nötig trotz Widerständen, umzusetzen, als die Hände in den Schoss zu legen.

Traugott Rüttimann, herzlichen Dank für das Gespräch.

Jürg Meienberg